

Werk

Titel: Theologische Rundschau

Ort: Tübingen

Jahr: 1910

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?490492916_1910_0013|log66

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Theologische Rundschau

in Verbindung mit

E. CH. ACHELIS, BALDENSBERGER, BALTZER, BAUMANN, BAUMGARTEN,
BAUR, BEER, BERGNER, BERTHOLET, BÜRKNER, CORNILL, DANNEIL,
DEISSMANN, DÖRRIES, DREWS, G. FICKER, FRANTZ, FRIES, GRAFF,
GRÜTZMACHER, GUNKEL, HEINRICI, HOLLMANN, JAEGER, JÜLICHER,
KAPTAN, KATTENBUSCH, KAWERAU, KAYSER, KEIDEL, KNOKE, KÖHLER,
KÜHL, LIETZMANN, LOBSTEIN, MAYER, MEINHOLD, A. MEYER, PH. MEYER,
K. MÜLLER, NOWACK, OTTO, PFENNIGSDORF, O. RITSCHL, ROLFFS,
ROTHSTEIN, SCHEEL, SCHMIEDEL, SCHOLZ, VON SCHUBERT, H. SCHULZ,
SELL, SIMONS, A. STEINMETZ, STEUERNAGEL, STÜLCKEN, SULZE, TITIUS,
TRAUB, TRÖLTSCH, J. WEISS, J. WENDLAND, WERNER, WOBBERMIN,
ZIMMER, ZIMMERN U. A.

herausgegeben von

D. W. BOUSSET und **D. W. HEITMÜLLER**
Professor in Göttingen Professor in Marburg

Dreizehnter Jahrgang.

Achtes Heft.

August 1910.



TÜBINGEN

VERLAG VON J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK)
1910.

Jährlich 12 Hefte. Abonnementspreis im Inlande M. 6.—.

Für Grossbritannien und seine Kolonien bei Williams & Norgate,
London W. C., 14, Henrietta Street, Covent Garden, Edinburgh und
Oxford.

Mit Beilagen von Justus Naumann's Buchhandlung (L. Ungelenk) in Dresden und J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen.

Der moderne Ultramontanismus in seiner Entstehung und Entwicklung.

Von Professor D. **Gustav Ulrich**.

1.—6. Tausend. Klein 8. 1909. M. —50. Geb. M. —80.

(Religionsgeschichtliche Volksbücher IV, 10.)

„Ich kann in dieser Schrift, die im bescheidenen Gewande eines Volksbuches auftritt, nur eine wahre Musterleistung echt geschichtlicher Arbeitsweise, zugleich aber auch geistvoller Darstellungskunst sehen und möchte sie als überdies höchst zeitgemäß Katholiken wie Protestanten bestens empfehlen haben.“

H. Holzmann in der „Deutschen Literaturzeitung“ Nr. 11, 1910.

„Mit großem Geschick hat der Verfasser es verstanden, die Verbindungslinien von den großen politischen Ereignissen zur Entwicklung des Ultramontanismus zu ziehen und deutlich zu machen, wie die verschiedenartigsten Zeitströmungen dem Katholizismus zu gute kommen mußten. Dabei ist die ganze Darstellung ein Muster von Objektivität. Alles in allem: eine Aufklärungsschrift, wie wir sie uns instruktiver nicht wünschen können.“

Die Wartburg 1910, Nr. 11.

Das Papsttum.

Seine Idee und ihre Träger.

Von Professor Dr. **Gustav Krüger**-Sießen.

1.—10. Tausend. Kl. 8. 1907. M. 1.—. Geb. M. 1.30. In Geschenkband M. 2.—.

(Religionsgeschichtliche Volksbücher IV, 34.)

„Ein Meisterwerk vornehmer Popularisierung bietet Krüger in seiner trotz ihrer Knappheit inhaltreichen, geistvollen Skizze der Entwicklung des Papsttums von den Zeiten Petri bis auf Leo XIII. Zunächst für gebildete Laien bestimmt, muß das Büchlein doch auch den Fachmann durch seine ganze Art, durch die geschickte Auswahl und seine Gestaltung des Stoffes, die zu beobachten geradezu eine Freude ist, vor allem durch die freie Höhe seines über alle konfessionelle Voreingenommenheit erhabenen Standpunktes fesseln. Kr.s Darstellung ist frisch und lebendig, in der Weise Karl Hase's (dessen Andenken das Buch gewidmet ist) durch charakteristische Details illustriert, die Sprache gewandt, zuweilen glänzend, der Ausdruck oft pointiert. Sein Urteil ist im einzelnen inhaltlich vorsichtig abwägend und zurückhaltend (z. B. betr. Petri Aufenthalt in Rom) in der Fassung von voller Klarheit. Der Standpunkt dem Ganzen des Papsttums gegenüber ist von vornehmster Gerechtigkeit: ohne je seinen gut evang. Standpunkt zu verleugnen, versetzt sich hier ein protest. Kirchenhistoriker auf den Boden der kath. Auffassung, bestrebt sich, der Idee des Papsttums gerecht zu werden, jede Zeit aus sich selbst und jede Person aus ihrer Zeit zu verstehen und erzielt dadurch ein Bild von kaum zu übertreffender Objektivität, in welchem die Größe des Papsttums ebenso hervortritt wie der Abstand der Wirklichkeit von seiner Idee.“

Theol. Jahresbericht 1907, Band XXVII.

„It is the best and most readable account of Papal story, policy, and ideals that has yet been rendered in small compass.“

Review of Theology and Philosophy 1908, Nr. 7.

„In diesem starken Doppelheft hat Krüger seine Aufgabe, das Papsttum in einem „Volksbuch“ zu schildern, muster-gültig gelöst, sowohl was Auswahl und Ordnung des Stoffes, als was klare und anschauliche Darstellung anbetrifft; es ist deshalb auch für einen Leser, der den kirchengeschichtlichen Stoff kennt, ein hoher Genuß, auf dem beherrschenden Wege des Papsttums das weite und breite Land abendländischer Kirchengeschichte zu durchreifen.“

Theologische Literaturzeitung 1909, Nr. 14.

Mythus und Religion in Wundts Völkerpsychologie.

E.

1. Seelen, an einen natürlichen oder künstlichen Gegenstand gebunden, durch ihn zauberischer Beeinflussung (Kult) unterliegend und selber zauberische Wirkung ausübend, sind „Fetische“, das Uebergangsglied zum „freien Dämon“. Und so entsteht der „Fetischismus“. Es hat keinen Sinn, diesen schon Religion zu nennen. Aber das Vorgehende trägt bereits die notwendigen Bedingungen zu dem Nachfolgenden in sich, und doch ist dieses ein Neues, das, ohne erlebt zu sein, niemals vorausszusehen wäre. Zu dem Neuen, das auf diese Weise geschaffen wird, gehört dann später auch die Religion. Sie ist weder angeboren noch ein den ursprünglichen Formen der mythologischen Entwicklung angehörender Erwerb. Dagegen enthalten alle diese Formen und enthält vor allem der primitive Animismus ihre Keime in sich. —

2. Durch das Bindeglied der „Seelentiere“ wird sodann auch der Tierdienst, besonders in der Form des Totem aus der Seelenvorstellung hergeleitet, und aus dem Totem wieder der Ahnenkult (Manismus). — Die höchste Form auf dieser Stufe, durch Heterogonie aus den niedern hervorgebracht, ist die Dämonenvorstellung. Durch sie und durch den ihnen gewidmeten Kult kommen wir bereits hart an die Grenze der Religion und der Göttervorstellung selber. Doch ist der Gott vom Dämon unterschieden durch drei Merkmale. Er ist ein individualisiertes Wesen mit gewissen spezifisch ausgeprägten

und konstanten geistigen Eigenschaften. Durch eben diese wird er vorgestellt als eine menschenähnliche aber zugleich übermenschliche Persönlichkeit, die zugleich das unerreichbare menschliche Ideal ist. Er weilt drittens in einer unerreichbaren, jenseitigen Welt. — Obgleich die Begriffe Gott und Religion nicht unmittelbar zusammenfallen, so findet ihre wirkliche Entfaltung doch erst auf der Stufe solcher Göttervorstellung statt. Und die wichtige Frage ist: Wie wird aus dem Dämon der Gott?

3. Er wird es durch den Mythos, insonderheit durch die Heldensage, unter deren Einfluß die wirren Gestalten der Dämonenwelt sich zu den lichten Wesen der Götter erhöhen. — Aus den rohen Stoffen des einfachen Mythenmärchens wird durch heterogonische Selbststeigerung die Welt der Sage und Legende. Aus seinen primitiven Heil- und Kulturbringern werden die Helden, die Idealgestalten der Sage, der kämpfende, rettende, siegende, der für die Seinen sich mühende, für sie leidende und sterbende Held. Seine Züge übertragen sich auf die dämonischen ungeformten Gestalten der früheren Kulte, und nun erhebt sich die lichte Welt der Götter und der Götterkult, mit dem sich gleichzeitig die Keime der Religion selber erregen, die nun beginnt, sich aus der Welt des Mythos zu erheben und loszuschälen. Sie erwacht an der Hand der Göttervorstellung als „Gefühl der Zugehörigkeit zu einer übersinnlichen Welt“, das bisher nicht statthaben konnte. Die Götter werden dem Menschen zu Wesen, von denen er Hilfe erwartet und erlangt. Und wieder in heterogonischer Steigerung wird schließlich das erwartete Heil selber zu einem überweltlichen. Zugleich fangen die Göttervorstellungen selber an, mehr und mehr zu Symbolen zu werden der alle Grenzen der Vorstellung überschreitenden Idee des Göttlichen als der überweltlichen Macht. Und der Prozeß führt zu dem Glauben an eine ideale übersinnliche Welt, in der das menschliche Streben mit eingeschlossen ist und in der sich der Mensch die Ideale seines Strebens verwirklicht denkt, wobei der Kult sich zu einer rein symbolischen Handlung vergei-

stigt, bis sich das Gemüt ganz in sich zurückzieht und auch dessen nicht mehr bedarf. In den philosophischen Ideen vom letzten Grunde und Zwecke des Seins spricht sich dann das ideale Wesen der Religion frei von Mythos und Symbol schließlich rein aus. Und diese Ideen, in denen sie ihr Wesen hat, sind ebensowohl die letzten Früchte wie die verborgenen Keime der religiösen Entwicklung. Die sich langsam durchsetzende Idee des Uebersinnlichen mit der darin eingeschlossenen Idee des Absoluten und der unserer Zugehörigkeit zu der übersinnlichen Welt ist die eine, nämlich die metaphysische, Wurzel der Religion, mit der sich in allmählicher Entwicklung die andere Wurzel, die sittliche, trifft und vereinigt.

F.

1. Für die ungemeynen Anregungen und Belehrungen über den Werdegang des Mythos im einzelnen können wir auch hier nur unsern uneingeschränkten Dank aussprechen. Gegen die Gesamtauffassung wagen wir doch einige Einwürfe zu erheben. Besonders gegen dieses Prinzip der Heterogonie der Zwecke, das uns wie ein deus ex machina erscheint und in seltsamem Gegensatze grade zu den Schlußausführungen zu stehen scheint, wo doch allen Ernstes die „Idee“ nicht erst am Ende heterogonisch neu aus dem Nichts entspringt, sondern „als Keim“ gedacht wird. — Diese Heterogonie scheint uns grade nicht eine Entwicklung zu geben, sondern eine Addition immer neuer Momente an den einzelnen Wendepunkten des geschichtlichen Verlaufes und deswegen in dem gleichen Fehler zu sein wie der Darwinismus, der zwar eine Entwicklungslehre vorgibt, in Wirklichkeit aber nicht entwickelt sondern addiert und statt einer Evolution nur Aggregate bildet. Sie scheint uns eben deswegen grade keine psychologische Erklärung des Gegenstandes zu sein, sondern auf einen psychologischen Supernaturalismus hinauszukommen (wieder ganz ebenso wie der Darwinismus), der nur eine Formel angibt für die An-

satzpunkte, an denen jedesmal ein eigentümlich neues psychisches Moment einzuschließen hat, aber nicht die Quelle, aus der dieses stammt. Sie hebt, scheint uns, jede Wahrheit in der religiösen Vorstellungsbildung auf. Denn woher eine Wahrheit der höchsten Formen dieser heterogonischen Erzeugung, wenn doch ihre niederen ganz gewiß keine Wahrheit haben? Und woher ein Kennzeichen dafür, auf welchen Stufen dieses Prozesses nun die Wahrheit in das bisherige nur mythologische Gebilde eintritt? Ja, sie hebt alle Wahrheit im Erkennen überhaupt auf. Denn wenn sie ein Prinzip ist, das überhaupt für alles Psychische gültig ist, so doch nicht nur für die religiöse sondern für alle Vorstellungsbildung, z. B. die wissenschaftliche auch. Und damit hebt diese Lehre dann zugleich sich selber auf. Denn auch die Lehre von der Heterogonie der Zwecke und dem Wandel der Motive ist dann selber nur ein Erzeugnis der Heterogonie für die Stelle, an der wir im Verlauf der Sache just stehen, aber nicht eine Erkenntnis¹.

2. WUNDT sagt gelegentlich, daß das jedesmal an Vorstellungen Hervorgebrachte „als Reiz“ wirke, der dann Neues hervortreibe. Diesen Ausdruck der Sache finden wir ganz außerordentlich glücklich, und er trifft das wahre Verhältnis der Dinge ganz unmittelbar. Aber er führt dann auch über den WUNDTschen Sinn der Heterogonie hinaus zu ganz etwas anderem hin. An ihren Platz hätte etwa der Ausdruck „Kette der Reize“ zu treten, und diese Kette ist wirklich vorhanden, und sie ist in vielen Hinsichten von WUNDT mit genialem Blicke aufgefaßt und mustergültig konstruiert. Aber „Reiz“ ist ein Ausdruck, der in dem hier gemeinten Sinne aus der Biologie stammt. Und seine Korrelate, ohne die er gar keinen Sinn hat, sind Organismus und Anlage. Reiz setzt ein Reizbares und Reizbarkeit voraus. Und man versteht unter „reizen“ hier die Tatsache, daß ein Einfluß, der einen Organismus trifft, in diesem eine Gegenwirkung auslöst, die weit über das hinaus geht, was stattgefunden haben würde, wenn jener etwa

¹ In dieser Hinsicht gleicht sie ganz der „dialektischen Methode“.

nur einen toten Körper getroffen haben würde. Aber der Reiz „schafft“ nicht, sondern er löst aus, was im Organismus angelegt war. Nun gibt es in der Tat gar kein glücklicheres Bild für die Vernunft, als das eines reizbaren Organismus. Sie ist „reizbare Spontaneität“. Das heißt, daß sie wie jeder Organismus, um zu ihrem Leben zu kommen, der Reize bedarf. Sie ist tot ohne solche. Keinerlei Leben, keine Gefühle, „Ideen“, Wirkungen sind ohne solche ihr möglich, so wenig wie dem Weizenkorn ein Wachsen oder Sichäußern möglich ist ohne den Reiz von Wärme und Feuchtigkeit. Sie hat in der Tat schlechterdings garnichts dergleichen als „angeborenes“ fertig in sich. Auch keine Religion, Ethos, Monotheismus oder dergleichen. Erst unter der Wirkung von Reizen entwickelt sie dieses und alle anderen Momente ihres Lebens. Erst unter der Wirkung von Reizen entfaltet sie ihr eigenes Wesen. Aber dieses selber ist vorausgesetzt in seinen Anlagen und Vermögen, sonst hätten Reize hier nicht einmal einen Sinn. So hat kein Mensch die Raumvorstellung als angeborene fertig. Erst unter den Reizen der äußeren Sinneswahrnehmung entwickelt sie sich. Aber nicht aus den Sinneswahrnehmungen entwickelt sie sich. — Wir sehen es im Leben des Einzelnen, bei der allmählichen Entfaltung der Kindes- und Mannessele. Ohne die Reize der Umwelt würde nichts aus ihr. Aber noch viel weniger ist sie ein Produkt dieser Reize. Der Mann ist schon im Kinde beschlossen, ist in ihm „angelegt“. „Vor ihm steht schon das Bild des, was er werden soll“. Und der Kreis von Möglichkeiten dessen, was er werden soll, ist eng umzirt, und die Formel seiner Entwicklung liegt viel mehr in ihm selber als in den auf ihn eindringenden Reizen. Was vom Einzelnen gilt, gilt von der Gattung auch. Das Heterogonische liegt nicht in den Reizen, auch nicht in den Reizen des jedesmal schon Gewordenen, sondern eben in den „schöpferischen Kräften“ des vernünftigen Geistes selber, von denen auch WUNDT (wie es scheint, nur bildlich) spricht, und die von den Reizen erweckt und ausgelöst werden wie

Formbildung, Organbildung, Blüte- und Fruchtbildung beim Organismus. — Um eine Anlage handelt es sich. Und damit haben wir auch die wirklich psychologische und zureichende Erklärung für die Tatsache, die wir oben nannten, und auf die wir bei religionsgeschichtlicher Arbeit noch mehr achten müssen wie bisher, nämlich, daß es sich im religiösen Werden um einen T r i e b handelt und zwar um einen von einer Mächtigkeit wie wenig andere. Jede Anlage, sei es eine für Mathematik, für Musik, für sonstige Leistungen wirkt sich triebmäßig aus, regt sich dunkel mannigfaltig, macht unruhig, meldet sich in Unruhgefühlen, wird zu Antrieben. Am meisten wohl, wenn es sich um Anlagen für künstlerische Betätigung handelt. So geht aus der religiösen Anlage der „mystische Trieb“ hervor, und nur u n t e r aber nicht aus „Reizen“ wird aus ihr die „Scheu“ geboren, jenes unableitbare, mit anderm garnicht zu verwechselnde religiöse Grundgefühl, das in der Tat — mit WUNDTschen Worten zu reden — die Idee des Uebersinnlichen und in diesem wieder die des Absoluten in sich trägt, nur beides zunächst gänzlich verworren und dunkel.

G.

1. Das Eigentümliche der WUNDTschen Auffassung des Gesamtprozesses der mythischen und religiösen Entwicklung ist, daß er vor allem sein Augenmerk darauf richtet, die Bildung der mythischen und religiösen Vorstellungen und Begriffe, von der „Seele“ zum „Geiste“, zum „Dämon“, zum „Gotte“, zur Idee des Ueberweltlich-Göttlichen hin zu erklären. Dabei ist ihm der Leitfaden die Seelenvorstellung, deren Steigerungen und Sublimierungen durch Heterogonie den Gott und die Gottheit hervorbringen. Hierbei scheint uns sowohl der Ausgangspunkt dieser ganzen Konstruktion fraglicher Natur als auch weiter das Interesse auf ein Nebengeleis abgelenkt zu sein.

2. Die „Körperseele“ zunächst scheint uns ein willkürlich eingeführter Begriff, der in der Wirklichkeit garnicht vor-

kommt. Nicht eine Körperseele, sondern den Menschen selber und seine Kräfte und besonders den Toten in seiner ihm geheimnisvollen und schauererregenden Art meint der Primitive, und auf ihn richtet er seine Manipulationen. Und daß er dazu kommt, das setzt bei ihm schon eine eigentümliche primitive Mystik voraus. Er eignet sich den Toten oder Teile von ihm an, frißt sie oder macht sie sich sonstwie zu eigen, nicht wie er sonst seine Muscheln, Fische, Kräuter ißt oder sich aneignet, sondern mit allen Begleitgefühlen des Grauensvoll - Zaubersischen, des Unheimlich - Uebernatürlichen. Nicht aus einer ursprünglich einfach als Medizin oder natürliche Aneignung gemeinten Handlung ist allmählich Mystik geworden, sondern weil an Lebenskraft und Totengebein sich die „Scheu“ heftete, die zugleich den Reiz des Anziehend-Unheimlichen in sich hat, darum kamen überhaupt erst alle diese Manipulationen in Gang. Was aber ist diese Scheu selber, dieses Gefühl des Unheimlich - Uebernatürlichen, Zaubersisch-Grauensvollen und doch unsagbar Reizenden und Begehrenswerten? Weiter, wie kommt es, daß sie sich just an diese seltsamen Dinge hängt und sich in diese Vorstellungen verfängt, durch sie immer aufs neue aufgeregt wird und in die erstaunlichsten und verschiedensten Betätigungen hineingetrieben wird? Das sind hier die eigentlichen Probleme.

3. Die „Schattenseele“ sodann soll aus dem Traumbilde entstanden sein. Aber im Traumbilde erscheint ja wieder durchaus nicht eine „Seele“ sondern der Mensch oder das Tier selber. Und sie erscheinen weder uns noch dem Wilden als „Schatten“, als farblos-flatterndes Gebilde, sondern ganz konkret. Und wie stellt man sich hier doch den Wilden vor? Sollte er nicht grade so gut wie wir den Unterschied zwischen Träumen und Wachen wissen und sich sagen können: das habe ich nur geträumt? Als Kind nimmt man auch die Spiegelbilder im Teiche und den Himmel darin für etwas Wirkliches. Aber man kommt dahinter, und nun tut man es eben nicht mehr. Vielmehr, wo Traumbilder ernsthaft genommen werden, da geht immer schon eine Vorstellung von

„Seelen“, die anderswoher gewonnen ist, und die Erzählungen von „Erscheinungen“ vorher. Und auch hier wieder ist die „Seelenvorstellung“ als solche garnicht eigentlich das Interessante und das, was sie religionsgeschichtlich bedeutungsvoll macht, sondern wieder durchaus das seltsame Grauen ganz eigener Natur, das sie überall begleitet, das Gefühl nicht bloß des Ungewöhnlichen und Schreckhaften überhaupt, sondern jenes ganz eigene Gefühl, für das wir keinen andern Namen haben als den des „Uebernatürlichen“, das wir in unserm eigenen Innern aufsuchen und beobachten müssen und können. Erst wo dieses vorhanden ist, werden Geister-, Spuk- und ähnliche Geschichten möglich, können sie haften, können sie zu Typen sich ausbilden und fester Besitz werden. Ohne dieses aber würden sie nicht einmal entstehen. Und wenn sie entstünden, würden sie verfliegen, wie sie kamen. An dem Gefühle selber und seiner Eigenart aber liegt viel mehr als an allem, was an phantastischer Vorstellung aus ihm hervorgebracht wird oder festgehalten wird.

4. Auch bei der „Psyche“ meint der Primitive so gut wie wir selber nicht eigentlich zunächst eine „Seele“ als etwas von dem Menschen Verschiedenes, sondern ganz naiv eben diesen Menschen selber, der erscheint, der nach dem Tode spukt an anderm Orte und zugleich eben doch selber im Grabe liegt. (Wie er das macht, ist eben seine Sache.) Und dieses Meinen ist nicht eine Aeüßerung der „Phantasie“, sondern des einfachen, Richtigen auffassenden Selbstgefühles. Der Mensch faßt sich nun eben mit seinen äußeren Sinnen auf in dieser seiner Körperlichkeit und mit seinem innern Sinne ganz anders. Er tut das letztere fraglos auch schon auf der rohesten Stufe, auch wenn er noch keine eigenen Namen und Begriffe für die Sache hat, doch im kräftigen unmittelbaren Gefühle um sich selbst. Und das hier interessierende Problem ist wieder nicht, wie einmal die mancherlei Vorstellungen von „Schatten“, „Schemen“ u. dergl. entstanden, sondern zu verfolgen, wie dieses Gefühl um sich selber nach seiner Innenseite allmählich zu der Vorstellung weitertreibt,

daß eben dieses Inwendige „wir“ sind, in höherem Grade als unsere Körperlichkeit, dann zweitens, wie die Vorstellung sich entwickelt, daß, wenn der Körper zerfällt, doch eben „wir“ in irgend einer Weise nachbleiben, und drittens, warum eben um dieses Innerliche — schon in seiner Verbindung mit dem Leibe, und in gesteigertem Maße nach seiner Trennung davon — sich der Nimbus des Zauberkräftigen, Spukhaften, „Uebernaturlichen“ webt. Um diese Dinge aber einzusehen, brauchen wir andere Mittel als „völkerpsychologische“. Und haben wir nicht die Mittel, dieses alles noch durch eigenes Erleben zu verstehen, dann nützt uns kein Sammeln von ethnologischen Tatsachen; denn sie sind stumm, wenn wir sie nicht durch eigenes Nachfühlen zum Reden bringen können. Wer diesen Schlüssel wegwerfen wollte, dem bliebe immer nur ein Raten nach Willkür oder ein Deuten mit Gewalt übrig.

5. WUNDTs Bestimmung des Dämon verrät ihre Herkunft aus der Klassifikation und Systematik der hellenischen Theologie und Dogmatik (wie denn sein ganzer Aufbau deutlich abhängig ist von speziell griechischer Mythologie und Epik). Dieses sorgfältig definierte Wesen des „Dämon“ stimmt doch nicht mit den losen, ganz flatterhaften Vorstellungen, die unter diesen und den ihm entsprechenden Namen umgehen. „Numen“ wäre wohl ein glücklicheres Wort dafür, grade weil man eigentlich nicht sagen kann, was das ist. Und die Wurzel der „numina“ liegt nicht im Seelenglauben. Das numen, das im geheimnisvollen Grauen der Höhlen und Grotten, dieser weltweiten und allmenschlichen Anreger und Geburtsstätten der „Scheu“, dämmert, das numen der Einöden und grauenhaften Stätten, der Berge und Klüfte, der wunderlichen und auffallenden Naturerscheinungen wird nur mit Gewalt auf Seelenvorstellungen, ja auf irgend eine klare Vorstellung überhaupt bezogen. Und ebenso wenig nützt uns der Seelenglaube etwas zur Erklärung der Zaubervorstellung. Nach WUNDT soll Zauberkausalität darin ihr Wesen haben, daß sie „seelische“ Kausalität sei. Aber was erklärt das denn für das Eigentümliche dieser Vorstel-

lungen? Nicht daß gewisse Wirkungen auf Seelen bezogen werden, macht ihr Besonderes aus, sondern daß sich mit ihnen das Gefühl des „Uebernatürlichen“ verbindet, mit dem Charakteristikum jener eigentümlichen „Scheu“, die man aus sich selber kennen muß, um sie in den Tatsachen der Ethnologie wiederzuerkennen.

6. So werden wir für die Anfänge überall auf ein eigentümliches Gefühl zurückgeworfen, das Gefühl der „religiösen Scheu“, das dämmernd verworrene Gefühl des Uebernatürlichen, das mannigfaltig angeregt werden und sich grotesk und wunderlich genug den verschiedensten Eindrücken und Vorstellungen gesellen kann. Aber nur die, denen es sich gesellt, treten in einen Entwicklungszusammenhang ein. Unter „Gefühl“ aber verstehen wir hier, wie auch unsere Sprache selber, einen unausgewickelten, verworrenen und dunklen Vorstellungsinhalt mit einer ihm entsprechenden eigentümlich bestimmten Zuständigkeit des Gemütes. Jener vermag sich niemals in klare Begriffe aufzulösen. Er heftet sich an Bilder und Vorstellungen, die ihm irgendwie analog sein müssen, ohne daß man angeben kann, worin eigentlich die Analogie besteht und wie weit sie sich erstreckt. Hier ist dann das Bereich der Phantasie und ihrer analogischen und symbolischen Ausdrucksmittel. Und aus dem immer Inadäquaten der Ausdrucksmittel ergibt sich das Vorantreibende, Nieruhende in der religiösen Vorstellungsbildung. — „Scheu“ ist dieses Gefühl auf niedrigster Stufe. Aber ein Grauen, ein Scheuen völlig eigener Art, typisch verschieden von „Furcht“ in gewöhnlichem Sinne. Eher im Anfange ein „blindes“ Entsetzen, nämlich ein solches, bei dem ganz dunkel bleibt, wovor und was man eigentlich scheut. Nicht Furcht im gewöhnlichen Sinne der Besorgnis um physisches Wohl oder Wehe, vor Schädigung oder Untergang. Von allem Anfang „scheut“ der Mensch — und zwar in ganz unsagbarer Weise — gewisse (unaussprechliche) Dinge mehr als Tod und Untergang, mehr als alles, „was nur den Leib zu verderben vermag“. Nicht „timor fecit deos“, sondern jene Scheu wurde

— auf wunderliche und uns vielfach nur mühsam verständliche Weise aufgeregt — zum Antriebe, den sie begleitenden dunklen und nur gefühlten Vorstellungsinhalt phantasiemäßig-analogisch zu objektivieren in Vorstellungen und Symbolen, die eben deswegen auf allen Stufen schwebenden, fließenden, begrifflicher Festlegung widerstehenden Charakters sind.

7. Zugleich aber hat von allem Anfange diese Scheu ein seltsames Interesse bei sich, eine eigentümliche Faszination, die doch zu dem Grauenvollen und unaussprechlich Furchtbaren hinzieht, hinreißt mit Sinne verwirrender Gier. Und das sehen wir gerade schon auf allerniedrigsten Religionsstufen, wo alle deutlicheren Begriffe von „Dämon“, „Gott“ oder ähnlichem sich noch ganz versagen. In jenen primitiven *Kommunionriten*, die wir mehr und mehr — und bis zu den untersten Stufen hinunter — staunend kennen lernen, zeigt sich dieses am auffallendsten. „Sakrament“, mit allen den unklaren und niemals zu klärenden, dumpfen und widerspruchsvollen Vorstellungen, die das „Sakramentale“ in allen seinen Formen immer umgeben haben, zeigt sich am Anfange der Reihe schon wie auf allen ihren Stufen: Manipulationen nämlich, das Gefürchtete und doch Begehrte, sei es fressend oder leckend, reibend oder hauchend, berührend oder nachahmend, sich anzueignen und sich selber damit zu erfüllen. Und warum eigentlich? Die Antwort hier ist meistens hygienischer oder utilitaristischer Art: um Verjüngungs-, Stärkungskräfte, um Glück oder Geschicklichkeit zur Jagd, zum Krieg oder im Handel zu gewinnen. Aber die Riten gehen alle immer über solch eine Deutung weit hinaus. Und die begleitenden Erscheinungen der Orgiastik, des Taumels, der Raserei und die Stimmung des Ganzen machen klar, daß diese Manipulationen vor allem immer auch Selbstzweck sind und der grausigberückende Genuß des „*praesens numen*“ eigentlich die Sache selber ist. So kann man es herausfühlen aus den besten Berichten, die wir über diese Dinge haben. So schildern es uns feiner beobachtende Augenzeugen.

8. So finden wir hier keine „Heterogonie“, finden nicht

am Anfange einen „Zauberkult“ (der gar kein Kult sein würde), aus dem durch „Wandel der Motive“ am Ende etwas schlechthin anderes würde (was dann gar keine Entwicklung wäre, sondern ein Heraklitischer Fluß stetiger Verwandlungen). Sondern grade schon am Anfange finden wir ein — in der Tat noch völlig barbarisches, wildes, zuckendes, fratzenhaftes, dennoch aber echtes — Gepacktwerden vom Rausche des Ueber-sinnlichen selber, noch ohne Begriff, noch ohne Vorstellung, wild heraus brechend aus den dunklen Gefühlsgründen unseres Wesens. Und hieraus spinnt sich dann eine Kette echter Entwicklung durch zahlreiche Stufen aufwärts zu den Kulten der Enthousiastai, zum Rausche der Bakchen, zur Verzückung der Nebim und der Derwische, zur Entrückung ἐν πνεύματι, bis hin zu jenen wortlosen und begrifflosen Zuständen mystischer Seelenruhe und Ergriffenheit von dem, was im unaussprechlichen Geheimnis über uns ist, die wie ein äußerer Hof und Rand religiösen Erlebens auch die konkret gewordene, von Ideen und festem Vorstellungsgehalt getragene Höhenfrömmigkeit noch gelegentlich umwittern können. Es ist das eine Entwicklung, die sich vollzieht unter Reizen, nämlich unter den Reizen fortgehender Menschheitsbildung. Aber es ist eben „Entwicklung“, d. h. Entfaltung von etwas, das auch angelegt war. Und bei dieser Entwicklung ist eben die des Gefühles selber die Hauptsache, nicht aber die der begleitenden Phantasiebilder. Diese sind nur die Begleiter, ja zum Teil geradezu nur die Abfallprodukte jener, und wo sie zu fest und zu massig werden, werden sie zur hindernden Kruste. Nicht der werdende Mythos vom Dionysos hat das ἐνθουσιάζειν und βακχεύειν geschaffen, sondern grade umgekehrt: der Mythos ist zu gutem Teile nichts als eine nachherige und schlechte Aetiologie jener primären Erscheinungen, und als er zu ernst genommen wurde, fälschte er geradezu den Sinn und Gehalt von jenem. Vom Demetermythos in den Eleusinien, vom Adonis- und Osiris- und Mithramythos ließe sich wohl dasselbe behaupten.

Von ihrem Anfange an ist Religion Erleben des Myster-

riums und Zug und Trieb zum Mysterium, ein Erleben desselben, das aus den Tiefen des Gefühlslebens selber, auf Reize und Anlässe von außen hin, als das Gefühl des Uebersinnlichen durchbricht. Einmal erweckt aber wird es zu einem der mächtigsten Triebe des menschlichen Geschlechtes, der es hineintreibt in eine seltsame und wirre Geschichte, der sie hin und her wirft in das Groteskeste und Wunderlichste, und doch vorwärts treibt bis schließlich ins Lautere und Klare. Ein Trieb von dämonischer Gewalt, der nicht erklärt wird aus den Rückwirkungen selbst geschaffener Phantasieprodukte und ihrer eingebildeten Werte, sondern der sich losreißt aus den Sphären ureigensten, obzwar ganz dunklen Vorstellens, verborgensten Erkennens und zugleich gewaltigsten Interesses. Und allein daher versteht sich seine unbegreifliche Macht über Generationen und Völker. Ohne diesen Trieb und das ihm unterliegende Gefühl selber anzusetzen, kann man nicht Religionsgeschichte schreiben. Sie wäre eine Geometrie ohne den Raum. Es wäre so, als wenn man sich bemühen würde, eine Musikgeschichte zu schreiben unter Leugnung eines selbständigen musikalischen Gefühles und einer eigenen musikalischen Anlage, unter beharrlichem Bemühen, die Aeüßerungen derselben zu deuten als eine Art Turnen oder gymnastischer Uebung.

Das Durchbrechen des Gefühles des Uebersinnlichen, das Gepacktwerden von seiner Gewalt und Erfülltwerden mit seinen Kräften heißt im religiösen Sprachgebrauche „die Gnade“. Rohe Analogien der Gnade sind es, die wir auf allen Stufen des religiösen Prozesses bemerken. Und eine richtige Religionspsychologie und -Geschichte müßte eine Geschichte der Gnade sein.

Göttingen.

R. O t t o.

Altes Testament.

Sprache und Text des Alten Testaments und Septuaginta.

- W. GESENIUS, Hebräisches und aramäisches Handwörterbuch über das Alte Testament. In Verbindung mit H. ZIMMERN, W. MAX MÜLLER und O. WEBER bearbeitet von FR. BUHL. 15. Auflage. Leipzig, Vogel, 1910. XVII, 1005. M. 18. — GESENIUS-KAUTZSCH, Hebräische Grammatik, völlig umgearbeitet. 28. Aufl. Leipzig, Vogel, 1909. XII, 606. M. 7.—. — ARNOLD B. EHRLICH, Randglossen zur hebräischen Bibel. Textkritisches, Sprachliches und Sachliches. Leipzig, Hinrichs. Band I: Genesis und Exodus. 1908. IV, 424. M. 9.50. Band II: Leviticus, Numeri, Deuteronomium. 1909. 355. M. 8.—.
- A. E. BROOKE and N. MCLEAN, The Old Testament in Greek. Vol. I. The Octateuch, Part II: Exodus and Leviticus. Cambridge, University Press, 1909. VIII, p. 155—405. 12 Sh. 6 d. — Mitteilungen des Septuaginta-Unternehmens der Kgl. Gesellsch. d. Wissenschaften zu Göttingen, Heft I: E. HAUTSCH, Der Lukiantext des Oktateuch. Berlin, Weidmann, 1910. 28. M. 1.—. — A. RAHLFS, Septuaginta-Studien. 2. Heft: Der Text des Septuaginta-Psalters. Nebst einem Anhang: Griechische Psalterfragmente aus Oberägypten nach Abschriften von W. E. Crum. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1907. 256. M. 8.—.

Es ist ein recht erfreuliches Zeichen für das Interesse, das den hebräischen bzw. alttestamentlichen Studien auch jetzt noch zugewendet wird, wenn Werke wie die beiden zunächst hier anzuzeigenden nach verhältnismäßig wenig Jahren eine neue Auflage erfordern. Zwischen der letzten und der neuen Auflage des Wörterbuchs liegen nur fünf Jahre (vgl. Rundschau 1906, S. 464 f.), und bei der Grammatik, für die es ja an Konkurrenz nicht fehlt, wenigstens so weit die Kreise der hebräisch erst lernenden und leider meist sich auch mit einem beschränkten Maß der Kenntnis der Sprache begnügenden theologischen Jugend in Betracht kommen, hat trotz allem ein Zeitraum von rund sieben Jahren genügt, um eine neue Auflage nötig zu machen. Wer beide Werke genau kennt und alltäglich gewöhnt ist, mit ihnen zu arbeiten, weiß, ein wie unentbehrliches Werkzeug sie darbieten. Es bedarf daher auch keines besonderen Lobspruches, um beide der Beachtung und Benutzung auch für

die Zukunft zu empfehlen. Ebenso bedarf es auch keiner besonderen Erwähnung, daß die neuen Auflagen wiederum reiche Beweise für die unermüdliche Arbeit enthalten, die die Herausgeber ihren Werken gewidmet haben und immerfort widmen.

Dem Wörterbuch haben die früheren Mitarbeiter für die assyriologischen und die ägyptischen Stoffe ihre Treue bewahrt und seinen Wert auch diesmal erheblich erhöht. Sehr dankenswert ist der Hinzutritt von O. WEBER, der das wichtige lexikalische Material aus der alten südarabischen Sprache hinzugefügt hat. In sprachvergleichender Hinsicht dürfte jetzt im ganzen allen berechtigten Ansprüchen für ein Wörterbuch genug getan sein. Wie treu der an der Spitze des Werkes stehende Leitsatz: „dies diem docet“ vom Herausgeber auch diesmal beobachtet worden ist, lehrt Seite für Seite. Man braucht nur einige der bedeutsameren Artikel dieser neuen Auflage mit ihrer Gestalt in der letzten Auflage zu vergleichen, um auf Schritt und Tritt zu bemerken, wie viel neue Arbeit an ihnen geschehen ist. Die literarischen Nachweise in der Vollständigkeit, in der sie geboten werden, bilden eine besonders wertvolle Beigabe und erleichtern dem, der nach solchen verlangt, auf das willkommenste die Arbeit. Von selbst versteht sich auch, daß die textkritischen Fortschritte sorgfältig gebucht sind. Dankbar wird von manchem begrüßt werden, daß auch die Erklärung der Eigennamen, die von verschiedenen Seiten her gewünscht wurde, wenigstens dadurch dem Benutzer des Werks an die Hand gegeben wird, daß die für die Deutung eines Namens wichtige Wurzel seines verbalen Bestandteils beigelegt ist. Das genügt allen berechtigten Ansprüchen (vgl. dazu 1906, S. 465). Wie viel neue Arbeit dem Werke zugeführt worden ist, ergibt sich äußerlich aus dem Wachstum seines Umfangs von 932 auf 1005 Seiten. Angesichts dieses gewaltigen Umfangs möchte man Herausgeber und Verleger zur Erwägung empfehlen, ob es sich nicht empfiehlt, bei einer neuen Auflage, die hoffentlich in angemessener Zeitferne wieder nötig werden wird, das jetzt fast zu schwer gewordene Buch in zwei Bände zu zerlegen. Freilich wird es, je mehr es wächst, aufhören ein Hilfsbuch für den Studenten zu sein, aber sicher wird

es auch das bleiben für alle diejenigen unter den Lernenden, die einer gründlichen Erforschung der alttestamentlichen Schrift mit ihren reichen, vielseitigen Problemen zugeneigt sind.

Nicht weniger Weiterarbeit, im Verhältnis natürlich, hat auch die Grammatik erfahren. Der inzwischen leider heimgegangene Herausgeber hat im Vorwort selbst angegeben, wo man im einzelnen Fortschritte über die letzte Auflage hinaus finden wird. Die Uebersicht zeigt, daß es sich dabei um eine recht erhebliche Anzahl von Paragraphen handelt. Von grundsätzlicher Bedeutung ist die Aufgabe des sog. Sch*wā medium (§ 10). Der Herausgeber bekennt selbst (S. IV), dies nicht ohne Bedenken unter dem Einfluß von SIEVERSSchen Darlegungen getan zu haben. Die Ueberlieferung steht einer solchen Verurteilung jenes Sch*wās entschieden im Wege, auch sehe ich von keiner Seite her einen zwingenden Grund, hierin der Ueberlieferung nicht zu folgen. Im übrigen ist die Grammatik in der neuen Bearbeitung in noch höherem Maße wie bisher eine Ratgeberin, die nie versagt; möchte sie daher auch hinfort in ihrer Verbreitung nicht abnehmen, sondern zunehmen. Nirgends findet man das gesamte grammatische Material bequemer und übersichtlicher und zugleich besonnener beurteilt beisammen.

Was EHRlich mit seinem Werke will, ist in dem Untertitel angedeutet, genauer aber im Vorwort zum ersten Bande dargelegt. Schon 1899 ff. hatte er ein dreibändiges Werk gleichen Charakters herausgegeben, das, weil es in hebräischer Sprache abgefaßt ist, wenig bekannt geworden ist; sein Titel war miqra kiph'schūṭō (Die Schrift nach ihrem Wortlaute). Das neue, deutsch verfaßte Werk nimmt zwar, wie Verfasser angibt, zu einem verhältnismäßig geringen Teil den dort schon behandelten Stoff wieder auf, aber erweitert und vertieft ihn. Veranlassung zur Abfassung des Werkes hat ihm die allerdings nicht ganz zu leugnende Tatsache gegeben, daß in den letzten Jahrzehnten die Aufgaben der sog. niederen Kritik, die sprachliche und sachliche Erläuterung des Schriftworts allzu sehr hinter den Aufgaben der höheren Kritik, der Quellenanalyse und der historischen Exegese zurückgetreten sei; insbesondere indes war zweifellos

für seinen Entschluß maßgebend die Ueberzeugung, gegenüber der wahrhaftig nicht armen Arbeit, die die Wissenschaft in jenen Beziehungen getan hat und auch fortdauernd noch tut, an zahlreichen Stellen Neues und Richtigeres bieten zu können. Tritt man an die beiden bisher erschienenen Bände heran, (das schließlich die ganze Bibel umfassende Werk ist auf sechs bis sieben Bände berechnet), so fragt man sich, was man in den „Randglossen“ zu erwarten hat. „Ein gut Teil des vorliegenden Werkes“, so sagt Verf. im Vorwort zu Band I, „besteht in textkritischen Bemerkungen; das Meiste aber ist der sprachlichen und sachlichen Erklärung und der Bekämpfung der Fassungen gewidmet, die auf Verkennung der Konstruktion beruhen. Manche Ausführung bezweckt auch die ästhetische Würdigung der Darstellung und des Vortrags“. Auf die Versionen nimmt er zwar auch gelegentlich Rücksicht, aber ihr textkritisches Zeugnis tritt bei der Arbeit gegenüber ihrer sonst gebräuchlichen Wertschätzung ziemlich zurück. „Die Emendationen“ sind „zum größten Teile vorgenommen nach Maßgabe des Inhalts, des unmittelbaren Zusammenhangs und des guten Sprachgebrauchs“. Man kann es nur billigen, daß Verf. so verfährt. Es ist in der Tat, wenn man seiner Arbeit mit voller, unvoreingenommener Hingebung folgt, von erheblichem Wert, daß er uns zeigt, an wie vielen Stellen des hebräischen Textes für das exegetische Verständnis und auch für die Kritik noch ein Fortschritt möglich ist, und zwar lediglich aus dem üblichen Wortlaut heraus. Man gewinnt auch bei sorgfältiger nachprüfender Lektüre seiner Arbeit den Eindruck, daß er, der jüdischen Geblütes von Jugend auf hebräischen Studien ergeben gewesen ist (vgl. was er I S. 53 erzählt), in der Sprache der alttestamentlichen Schrift und in der der nachkanonischen jüdischen Literatur, zumal der Mischna, wirklich lebt, also auch manches im alttestamentlichen Texte in seiner Eigenart, je und dann auch in seiner Unart aus lebendigem Sprachgefühl heraus besser beurteilen kann als die, welche sich sonst mit der Auslegung und Kritik des hebräischen Textes befassen. Aber ob er schließlich doch zuweilen nicht zu weit geht in seiner Heranziehung jüngeren Sprachgebrauchs zur Er-

klärung von Erscheinungen in älteren Schriften, sei dahingestellt. Jedenfalls bringt das Werk eine große Fülle von lexikalischen und grammatischen, textkritischen und sachlichen Ausführungen, die sorgfältige Beachtung verdienen, allerdings auch verdienen, auf ihre Stichhaltigkeit geprüft zu werden. Grammatik und Lexikographie können, das ist meine Ueberzeugung, aus dem Werke mancherlei Nutzen ziehen, und ihnen sei es darum besonders empfohlen. Aber auch der Exeget darf das Werk nicht beiseite liegen lassen. Es sind zahlreiche Stellen im Pentateuch, über den sich die beiden Bände erstrecken, in den Erzählungsstoffen, besonders aber auch in den Stücken gesetzlichen Inhalts, die hier neue und wertvolle Beleuchtung erfahren. Freilich, daß der Verfasser immer recht habe, wird er selbst nicht glauben. Ich habe mir recht viel als sehr fraglich oder auch als sicher irrig notieren müssen. Nur schwer widerstehe ich der Versuchung, auf Einzelheiten einzugehen; aber dazu ist hier nicht der Ort. Aber wie viel man auch beanstanden muß, das Maß des Beachtenswerten und Lehrreichen ist in allen Beziehungen so groß, daß man über das minder gute Material gerne hinweggehen mag; umso leichter kann man dies, als man auch in jenem immer in der einen oder anderen Richtung förderliche Anregung findet¹. Eins freilich darf hier nicht ungerügt bleiben, und das ist die gelegentlich mit überstarken Ausdrücken hervorbrechende Beurteilung der bisherigen Arbeit am Alten Testament und ihrer Vertreter. E. ist selbst weit entfernt davon, keine

¹ Daß gelegentlich auch in rein sprachlicher Hinsicht Bedenkliches vorkommt, sei doch an ein paar Beispielen illustriert. Dahin gehört vor allem die Bemerkung zu Deut 25⁵ (II S. 323), das Verbum ישב sei aus ישב („es ist irgendwo“) zusammengewachsen, oder wenn er Gen 14¹⁴ חניכיו in חניתו verwandelt und dies mit יירק verbindet, aber kann man so von der Lanze reden, wie vom Schwerte? Gen 4¹⁵ soll שבעתים = sieben Einer und sieben Zehner und das dann = siebenundsiebzig sein; ich glaube es nicht, ebensowenig wie ich glaube, daß ברו Gen 1²² (und in allen ähnlichen Fällen) nur bedeuten soll, Gott begrüße die Tiere und wolle ihnen mit dem Folgenden nur etwas Freundliches sagen. Auch Gen 2¹⁵ ברא לע" statt ברא לע" zu lesen, scheint mir nicht ohne sprachliche Bedenken; ich würde אמר לע" vorziehen.

Quellenkritik zu üben, vielmehr stellt er oft fest, daß dieser oder jener Abschnitt anderer Quelle entstamme als die nähere Umgebung, aber die bisherige Quellenscheidung im Pentateuch scheint ihm doch nicht zu behagen. So redet er zu Ex 2²⁵ (I S. 267) höhnisch von dem „ungeheueren Sprachgefühl“, mit dem es die „Quellenkritiker fertig bringen, nach Spracheigentümlichkeiten einer Stelle ihre Quelle bestimmt festzustellen“ (vgl. auch zu Gen 19²). Meinen Kollegen Steuernagel läßt er in einer Bemerkung zu Deut 17² (II S. 299) „mit großer Wut“ im Deuteronomium die von ihm angenommenen zwei Quellen voneinander scheiden. Geschmacklos ist es auch, wenn er zu Ex 15¹⁰ (I S. 321) „die Alten“ und zu Num 31⁵⁰ (II S. 228) „die Erklärer“ vor dem Texte „wie die Ochsen am Berge“ stehen läßt oder wenn er zu Ex 2¹⁷ (I S. 266) sagt, Baentsch sei „bornierter Weise“ einer bestimmten Meinung. Es läßt sich noch eine Reihe solcher unbehaglicher Äußerungen festlegen; besonders häufig sind sie im ersten Bande, weniger oft stößt man auf sie im zweiten. Es läge im Interesse des Verfassers und seines Werkes selbst, wenn er sich gänzlich davon frei machen wollte, abgesehen davon, daß es doch nicht ganz so übel um die Arbeit steht, die die bisherige, auch die christliche, Kritik und Exegese mit ihrer, nach des Verfassers Meinung unzulänglicher Sprachkenntnis geleistet hat. Jedenfalls gehören Ausfälle solcher und ähnlicher Art, wie die mitgeteilten Beispiele sie zeigen, nicht zu den „Anglicismen“, die ihm, wie er im Vorwort zu Bd. I meint, gelegentlich untergelaufen sind; solcher finden sich nicht allzu viele. Er setzt sich durch solche unnötigen Redeweisen nicht ohne Grund dem Urteil aus, von dem er Bd. I S. 53 (Fußnote) sagt, „es sei eine sehr beliebte christliche Bezeichnung (nämlich „rabbinischer Aberwitz“) für jeden Gedanken, der sich über das Gewöhnliche erhebe, wenn er in einem jüdischen Kopfe entstanden sei“; nur würde man es nicht „Aberwitz“, aber auch mit nicht minder scharfem Urteil bezeichnen müssen. Bei allem Reichtum an guten oder doch ernstlich erwägenswerten sprachlichen, lexikalischen und grammatischen, exegetischen, archäologischen und religionsgeschichtlichen „Randglossen“ fehlt es auch nicht an

solchen, bei denen man ihm jene bösen Worte übel heimzahlen könnte, wenn man wollte. Mich kann freilich all das nicht hindern, das Werk allen, die es angeht, Lexikographen und Grammatikern, Exegeten und Erforschern der alttestamentlichen Religionsgeschichte angelegentlichst zu empfehlen. Seine sorgfältige, natürlich kritische Verwertung bringt unzweifelhaft Gewinn. Zugleich darf dem Wunsch Ausdruck gegeben werden, es möchte dem Verfasser gelingen, das Werk bald zum glücklichen Abschluß zu bringen. Es wäre aber wünschenswert, wenn er hinfort für bessere Korrektur sorgen wollte.

Mit lebhafter Freude werden alle, die sich für das Alte Testament und die kritische Arbeit am Alten Testamente interessieren, die Kunde aufgenommen haben, daß die Arbeit an der wichtigsten der alten Versionen, der Septuaginta, nun auch in Deutschland mit aller Energie zu ihrem Ziele geführt werden soll. Diese Arbeit hat seit langem schon in Deutschland ihre eigentliche Heimat in Göttingen. Niemandem brauche ich zu sagen, was der Name DE LAGARDE für sie bedeutet, ebensowenig, daß sie ebendort auch nach dem Tode DE LAGARDES nicht nur nicht aufgehört hat, sondern durch einen ausgezeichneten Schüler des heimgegangenen Meisters eine überaus erfreuliche Fortsetzung erfährt. Nun hat die Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen das Werk aufgenommen und sich zur Aufgabe gemacht, „auf Grund einer Durchforschung des gesamten Materials“ den „ursprünglichen Text der Septuaginta“ wiederherzustellen, selbstverständlich, soweit man eine solche Wiederherstellung überhaupt erwarten darf. Freilich wird die trotz allem, was bisher schon geleistet worden ist, immer noch zu leistende ungeheure Vorarbeit uns Geduld auferlegen; geraume Zeit werden wir noch warten müssen, ehe wir der ersehnten Vollendung der Aufgabe entgegensehen können. Dankbar ist es indessen zu begrüßen, daß die Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften sich entschlossen hat, diese Vorarbeiten, soweit sie sich zu geschlossenen Untersuchungen verdichten und in ihren „Nachrichten“ veröffentlicht werden, auch dem weiteren Kreise der Interessenten in Sonderabzügen zu einem geringen Preise

zugänglich zu machen. Als erstes Heft der „Mitteilungen des Septuaginta-Unternehmens der Kgl. Ges. d. W. zu Göttingen“ ist jetzt die Arbeit von E. HAUTSCH über den Lukiantext des Oktateuchs erschienen. Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht tunlich, aber es sei nachdrücklich auf die wichtige Studie hingewiesen. — Inzwischen ist nun auch von der großen englischen Ausgabe der griechischen Bibel, die von BROOKE und MCLEAN besorgt wird, das zweite, einen stattlichen Band bildende Heft erschienen, das Exodus und Leviticus umfaßt. Zu dieser Ausgabe überhaupt erinnere ich an das, was ich in meinem Bericht in dieser „Rundschau“ 1906 S. 463 f. bei der Anzeige des ersten Heftes mitgeteilt habe. Die innere Gestaltung des neuen Heftes ist in der Hauptsache die des ersten. Aenderungen im Verfahren sind im Vorwort angegeben; sie sind nicht allzu einschneidend, aber dankbar begrüßt darf der Entschluß des Herausgebers werden, die neutestamentlichen Stellen, die als Zeugen für Septuagintaarten gelten können, vollständiger mitzuteilen und sie auch dadurch dem Benutzer des Werks besonders deutlich vor Augen zu stellen, daß sie an die Spitze der Noten zu den in Frage stehenden Versen gesetzt wurden. Diese große Ausgabe des Septuagintatextes mit ihrem kritischen Apparat verfolgt zunächst nicht die Aufgabe, die sich das Göttinger Unternehmen gestellt hat, aber sie erfüllt eine der wichtigsten Voraussetzungen, jene Aufgabe zu lösen, indem sie in ihrem Apparat das gesamte Material in einer Gestalt darbietet, die es einem einigermaßen geschulten Arbeiter auf alttestamentlichem Gebiete ermöglicht, schon jetzt für die Kritik des überlieferten alttestamentlichen Textes haltbare Schlüsse aus ihm zu ziehen. Möchte es den Herausgebern vergönnt sein, das Werk in absehbarer Zeit nicht bloß fortzusetzen, sondern auch zu vollenden. Reichlicher Dank wird ihrer entsagungsvollen, mühereichen Arbeit sicher sein. — Im Jahrgang 1904 (S. 508 ff.) habe ich sehr eingehend über das erste Heft von RAHLFS Septuaginta-Studien, das die Königsbücher behandelte, berichtet. In der gleichen, überaus gründlichen und umfassenden Weise hat er nun auch den Septuaginta-

Psalter bearbeitet. Es ist jetzt unnötig, über die Einzelheiten der mühseligen Arbeit zu berichten; dazu darf auf jenen ersten Bericht verwiesen werden. Auch die neue Arbeit ist selbstverständlich wieder ein Muster von Genauigkeit im einzelnen, von Klarheit und Zuverlässigkeit im ganzen. Die Ergebnisse der Untersuchung werden in den Schlußparagrafen mitgeteilt. Davon ist wieder von besonders großem Interesse das (§ 65 mitgeteilte) Ergebnis bezüglich der Rezension des Hesychius und des cod. B als eines Repräsentanten derselben (vgl. dazu Jahrg. 1904, S. 514). Nicht minder bedeutsam ist der Nachweis und die sachliche Erklärung des sich im Laufe der Zeit steigernden und schließlich sich zur völligen Alleinherrschaft gestaltenden Einflusses der lucianischen Rezension des Septuagintapsalters (§ 66). Von unmittelbar praktischer Wichtigkeit ist auch die Erkenntnis des besonderen Charakters der wichtigen Codd. S und A, da sie in den verbreitetsten Ausgaben von TISCHENDORF und SWETE neben B ja die hauptsächlichen Unterlagen für den kritischen Alltagsgebrauch bilden. S bietet nach R.s Ergebnissen zwar auch den hesychianischen Text, ist aber öfter hexaplarisch beeinflusst, und A stellt danach „eine merkwürdige Mischung aus Hesych und Lucian“ dar. Diese wenigen Andeutungen schon werden dem Leser zum Bewußtsein zu bringen vermögen, eine wie bedeutsame Arbeit ihm in diesen Studien dargeboten wird. Sie wird von allen, die sich ernstlich mit Psalmenkritik beschäftigen und das Bedürfnis haben, sich über den kritischen Wert der Hilfe, die die griechische Bibel zu leisten vermag, zu vergewissern, mit Dank verwertet werden. Natürlich bilden diese Studien auch, freilich äußerlich davon unabhängige, Vorarbeiten für die Lösung der großen Aufgabe, die sich die Kgl. Ges. d. W. zu Göttingen gestellt hat, und wir gehen schwerlich fehl, wenn wir in RAHLFS den Führer bei jener bedeutsamen Arbeit erblicken. Möchte es ihm vergönnt sein, das Werk, für dessen Gelingen er selbst schon so viel geleistet hat, in absehbarer Zeit vollendet zu sehen.

Halle a. S.

J. W. Rothstein.

Kirchengeschichte.

Altchristliche Literatur.

- HENNECKE, E., Neutestamentliche Apokryphen, in deutscher Uebersetzung und mit Einleitungen herausgegeben. Tübingen, Mohr, 1904. XII. 358. M. 6.—. — HENNECKE, E., Handbuch zu den neutestamentlichen Apokryphen. Tübingen, Mohr, 1904. XVI. 604. M. 12.—. — PICK, B., The Apocryphal Acts of Paul, Peter, John, Andrew and Thomas. Chicago, The open court publishing Co. 1909. XIV u. 376. — GREGORY, C. R., Versuche und Entwürfe I: Das Freer-Logion. Leipzig, Hinrichs, 1908. IV. 66. M. 2.—. — Kleine Texte f. theol. u. philol. Vorlesungen u. Uebungen, herausg. v. H. Lietzmann 31: SWETE, H. B., Zwei neue Evangelienfragmente. Bonn, Marcus & Weber, 1908. 16. M.—40. — Textes et documents ed. Hemmer-Lejay: Les pères apostoliques II: Clément de Rome ed. H. HEMMER. Paris, Picard et fils. 1909. LXXIV u. 204. Frs. 3.—; III: Ignace d'Antioche et Polycarpe de Smyrne ed. A. LELONG. Paris, Picard et fils. 1910. LXXX u. 188. Frs. 3.—. — Texte und Untersuchungen. III. Reihe IV 2 b: SCHERMANN, TH., Griechische Zauberpapyri u. d. Gemeinde- und Dankgebet im I. Klemensbriefe. Leipzig, Hinrichs, 1909. VI. 64. M. 2.—. — HEER, J. M., Die versio latina des Barnabasbriefes. Freiburg i. B., Herder, 1908. LXXXIV. 132. M. 7.—. — GABRIELSSON, J., Ueber die Quellen des Clemens Alexandrinus. II. Teil. Leipzig, Harrasowitz, 1909. XII. 490. M. 12.—. — Texte und Untersuchungen XXXV 2: Irenaeus' Gegen die Häretiker, Buch IV u. V in armenischer Version entdeckt von KARAPET TER-MEKËRTTSCHIAN, her. von ERWAND TER-MINASSIANTZ. Leipzig, Hinrichs, 1910. VIII u. 264. M. 10.—. — Texte und Untersuchungen. III. Reihe IV 3: REICHARDT, W., Die Briefe des Sextus Julius Africanus an Aristides und Origenes. Leipzig, Hinrichs, 1909. IV. 82. M. 3.—. — Die griechischen christlichen Schriftsteller: Eusebius Werke. II. Bd.: Die Kirchengeschichte. Herg. von E. SCHWARTZ und TH. MOMMSEN †. III. Teil: Einleitungen, Uebersichten und fünffaches Register. Leipzig, Hinrichs, 1909. CCLXXII. 216. M. 12.—. — Des hl. Chrysostomus Homilien über das Evangelium des hl. Matthäus, neubearbeitet u. her. von MAX, Herzog zu Sachsen. I. Regensburg, Manz, 1910. XII u. 697. M. 6.—. — Texte und Untersuchungen. III. Reihe. II 2 b: BIDEZ, J., La tradition manuscrite de Sozomène. Leipzig, Hinrichs, 1908. IV. 96. M. 4.—. — Ibid. III. Reihe. II 4: LIETZMANN, H., und HILGENFELD, H., Das Leben des hl. Symeon Stylites. Leipzig, Hinrichs, 1908. VIII. 258. M. 9.—. — HEINRICI, C. F. G., Beiträge z. Geschichte und Er-

klärung des NT: V. Des Petrus von Laodicea Erklärung d. Matthäusevangeliums. Leipzig, Dürr, 1908. XLVIII. 356. M. 20.—. — Samml. ausgewählter kirchen- und dogmengeschichtl. Quellenschriften, her. von G. Krüger. I, 8: PREUSCHEN, E., *Analecta*. 2. Aufl. I. Teil. 1909. VIII u. 154. M. 2.—. II. Teil. 1910. IV u. 96. M. 1.50. Tübingen, Mohr. — Kleine Texte f. theol. u. philol. Vorlesungen und Uebungen, herausg. v. H. Lietzmann 26—28: DIEHL, E., *Lateinische christliche Inschriften*. Bonn, Marcus & Weber, 1908. 48. M. 1.20.

Das große Unternehmen einer Uebersetzung und Erklärung der neutestamentlichen Apokryphen, das von HENNECKE in Verbindung mit einer Anzahl von Fachgelehrten durchgeführt wurde, hat an diesem Ort unverdient lange auf einen Referenten warten müssen. So lange, daß es bereits überflüssig erscheinen könnte, auf ein Werk hinzuweisen, das seinen Weg inzwischen gemacht hat. Immerhin mag das neue Hilfsmittel auch jetzt noch empfohlen sein, in dem unter dem Titel „Neutestamentliche Apokryphen“ eine Fülle von Stoff allen Interessenten zugänglich gemacht und daneben auch die Forschung gefördert ist. Uebersetzt sind nacheinander Evangelien, Briefe, Lehrschreiben und Predigten, Kirchenordnungen, Apokalypsen und Apostelgeschichten (Legenden); diejenigen Schriftstücke der altchristlichen Epoche vor Origenes, „die als Hauptbestandteil der urchristlichen und urkirchlichen Literatur neben und nach den neutestamentlichen unter apostolischen oder eng verwandten Titeln teils geradezu den Anspruch erheben, wie jene als Quellen der Zeit Jesu sowie der Apostel zu gelten, teils doch formell eine ergänzende Fortführung der im NT vorhandenen Literaturgattungen darstellen“ (Apokryphen 5*). Eine Haupteinleitung zu dem ganzen Gebiet, allgemeine Einleitungen zu jeder der genannten Stoffgruppen, endlich Sondereinleitungen zu jedem einzelnen Schriftstück geben die notwendige Orientierung. Das für eindringendere Studien bestimmte Handbuch enthält die detaillierten Literaturangaben, die Beläge für die in jenen Einleitungen gemachten Ausführungen und den Kommentar zu den Uebersetzungen selbst.

Eine Provinz des HENNECKESchen Reiches hat sich PICK

vorgenommen, nämlich das Gebiet der ältesten apokryphen Apostelgeschichten: die Akten des Paulus, Petrus, Johannes, Andreas und Thomas. Sehr ähnlich wie HENNECKE in seiner Einleitung zu dem entsprechenden Abschnitt betont er dabei, daß eigentlich erst die Funde der neuesten Zeit ein Vordringen in diese terra incognita ermöglicht haben. Gleich HENNECKE bestimmt auch er die Bedeutung dieser Schriftengruppe dahin, daß sie uns Quelle für das vulgäre Christentum gegen Ende des 2. Jahrhunderts, für die Kultusformen des 2. und 3. Jahrhunderts und für die mit den Gnostikern anhebende christliche Dichtung sind (III)¹. Diese Akten nun, die der englische Leser bisher nur in einer nach TISCHENDORFS veraltetem Texte gefertigten Uebersetzung kannte², finden wir bei PICK auf Grund der Arbeiten von LIPSIUS-BONNET, SCHMIDT und HENNECKE neu ins Englische übertragen und mit den nötigen Einleitungen und Erläuterungen versehen zum Abdrucke gebracht.

Von den beiden unechten Nachträgen zu dem mit 16_s abrupt abbrechenden Markusevangelium soll der längere — d. h. 16₉—20, auch in Luthers Uebersetzung — nach einer Vermutung neuerer Zeit³ dem von Papias her bekannten Presbyter Aristion zuzuschreiben sein. Innerhalb dieses Nachtrags nun hatte einst Hieronymus hinter v. 14 in einigen lateinischen Handschriften „et maxime in Graecis codicibus“ (c. Pelag. II 15) noch ein Logion gefunden, das uns bisher nur durch sein Zeugnis in lateinischer Uebersetzung erhalten war. Jetzt ist nun endlich auch eine griechische Pergamenthandschrift der Evangelien aus dem 4.—5. Jahrhundert ans Licht gekommen, die zwischen Mk 16₁₄ und 16₁₅ nicht nur die von Hieronymus angeführten Worte bringt, sondern sogar noch etwas mehr, nämlich folgendes: „Und jene entschuldigten sich, indem sie sagten: Dieses Zeitalter der Gesetzlosigkeit und des Unglaubens steht unter dem Satan, der (die Menschen) die wahre Macht Gottes nicht ergreifen läßt durch die unreinen Geister (?).

¹ = E. HENNECKE, Neutestamentliche Apokryphen 346 f.

² Von A. WALKER in der Ante-Nicene Christian Library. Edinburg, 1867.

³ F. C. CONYBEARE, Expositor 1893, 241 ff. usw.

Deswegen offenbare du jetzt deine Gerechtigkeit — sagten jene zu Christo (?) Und Christus sagte zu jenen: Die Grenze der Jahre der Macht Satans ist erfüllt. Doch nahen andere Schrecklichkeiten. Und für die, die sündigten, werde ich dem Tode hingegeben, damit sie umkehren zur Wahrheit und nicht mehr sündigen, damit sie die geistige und unverwesliche Herrlichkeit der Gerechtigkeit, die im Himmel ist, ererben.“ Die Handschrift, die aus Akhmim stammen soll, ist zusammen mit 3 andern¹ 1907 in Kairo von dem Amerikaner C. L. Freer erworben worden; eine erschöpfende Untersuchung hat dem „Freer-Logion“ GREGORY gewidmet, der auch Angaben über die genannten anderen Handschriften macht.

Den Text des Freer-Logions hat ebenfalls SWETE abgedruckt, als zweites Stück seiner zwei neuen Evangelienfragmente. An erster Stelle bietet er mit Kommentar, Literatur- und Wörterverzeichnis das Bruchstück eines, wie es scheint, unbekanntes Evangeliums, das kürzlich in Aegypten gefunden wurde² und durch seinen Inhalt ein gewisses Aufsehen erregt hat. Der Text mit seinen im wesentlichen sicheren Ergänzungen lautet: „. . . er gibt sich alle Mühe, zuerst Unrecht zu tun (?). Aber hütet euch, daß nicht auch euch das gleiche widerfahre wie ihnen; denn nicht nur unter den Lebenden (unter den Tieren?) empfangen die Uebeltäter unter den Menschen (ihren Lohn), sondern sie werden auch Strafe und große Qual (im Jenseits) leiden (l. *ὄνομενοῦσιν*?). Und er nahm sie mit sich und führte sie in das *ἀγνευτήριον* selbst und wandelte im Tempel. Und es trat ein Pharisäer herzu, ein Hoherpriester namens Levi (?), und traf mit ihnen zusammen und sagte zu dem Heiland: Wer hat dir erlaubt, dies *ἀγνευτήριον* zu betreten und diese heiligen Geräte zu schauen, ohne daß du dich ge-

¹ Handschrift I membr. saec. IV—VI enthält Deuteronomium und Josua in der Uebersetzung der LXX; Handschrift II membr. saec. IV enthält einen Teil der Psalmen (LXX); Handschrift IV membr. saec. V enthält Bruchteile aus Eph., Kol., Thess., Hebr.

² Vgl. *The Oxyrhynchus Papyri V* ed. GRENFELL and HUNT 1908, Nr. 840. Es handelt sich um ein Blatt aus einem Pergamentbuch saec. IV/V.

waschen hast und ohne daß vollends deine Jünger ihre Füße eingetaucht haben? Sondern beschmutzt hast du diesen Tempel betreten, der doch ein reiner Ort ist, den keiner, außer wer sich gewaschen und die Kleider gewechselt hat, betritt, noch wagt, diese heiligen Geräte zu schauen. Und sogleich blieb der Heiland stehn mit seinen Jüngern und antwortete: Bist denn du, der du hier im Tempel weilst, rein? Spricht zu ihm jener: Ich bin rein; denn ich habe mich im Teiche Davids gewaschen und bin (dabei) auf der einen Treppe herabgestiegen und auf der andern (wieder) herauf, und habe weiße und reine Kleider angezogen und dann (erst) bin ich gekommen und habe diese heiligen Geräte angeschaut. Der Heiland antwortete ihm und sprach: Wehe, ihr Blinden, die ihr nicht seht! Du hast dich gewaschen in diesem fließenden (?) Wasser, in dem Hunde und Schweine liegen (?) bei Nacht und bei Tage, und du hast deine äußere Haut benetzt und abgerieben, die auch die Huren und Flötenspielerinnen salben und waschen und abreiben und schmücken zur (Erregung der) Begierde der Menschen; inwendig aber ist sie voll Skorpionen und jeglicher Schlechtigkeit. Ich aber und meine Jünger, von denen du sagst, wir hätten uns nicht eingetaucht, wir sind eingetaucht in die Wasser des (ewigen?) Lebens, die da kommen von . . . aber wehe denen . . .“¹ Ueber den Wert des Fragments gehn die Meinungen noch auseinander.

Die Ausgabe der apostolischen Väter in HEMMER und LEJAYS Textes et documents, deren erstes Heft schon ange-

¹ Es sei bei dieser Gelegenheit darauf verwiesen, daß von LIETZMANNs Kleinen Texten für theologische und philologische Vorlesungen und Uebungen, in denen SWETES zwei neue Evangelienfragmente erschienen sind, drei ältere Hefte kürzlich neu aufgelegt wurden, nämlich: Nr. 1 Das muratorische Fragment von H. LIETZMANN. 2. Aufl. 1908; Nr. 3 Apocrypha I Reste des Petrus-evangeliums usw. von E. KLOSTERMANN. 2. Aufl. 1908; Nr. 8 Apocrypha II Evangelien von E. KLOSTERMANN. 2. Aufl. 1910 (dem Herausgeber sind hier leider ein paar Druckfehler entgangen, darunter so starke wie S. 7, 15 fugebant l. fugebantur, S. 9, 24 torum immaculatus l. torus immaculatus).

zeigt wurde¹, ist in der gleichen Art von HEMMER und LE-LONG fortgesetzt worden. Jener hat den ersten Brief des römischen Clemens und die alte Homilie, die man mißbräuchlich den zweiten Clemensbrief zu nennen pflegt, übernommen. Dieser die Briefe des Ignatius und Polykarp nebst dem Martyrium des letzteren. Beide Bändchen bieten ihre Texte mit moderner französischer Uebersetzung zur Seite, mit gelehrten Anmerkungen unter dem Strich und reichlichen Registern am Schluß. Beide unterrichten auch durch ausführliche vorangeschickte Einleitungen über alles für den Benutzer Wissenswerte.

Der erste Klemensbrief hat uns in Kap. 59—61 das früheste christliche Gemeinde- und Dankgebet größeren Umfangs aufbewahrt. Zu diesem, für die weitere Entwicklung wichtigen Gebet sind nun bisher wohl die einzelnen alttestamentlichen Anklänge aufgesucht worden. Aber ein solches Verfahren genügt heute nicht mehr; und so ist es eine willkommene Ergänzung, wenn SCHERMANN, „von einem religionsgeschichtlichen Interesse angeregt“, die heidnischen Kultgebete, die in den viel behandelten griechischen Zauberpapyri verborgen sind, daneben aber auch die Vorbilder aus der jüdischen Literatur zur Vergleichung heranzieht. Besonders wertvoll ist ein Hinweis auf Philo noch nicht genügend gewürdigte Erörterung über den Inhalt der εὐχαριστία². Bei dieser Einreihung in die verwandten literarischen Denkmäler „scheint das Gebet im Klemensbriefe an Originalität zu verlieren; weder der Inhalt noch die Form ist neu. Es erscheint als Glied eines Typus, der die Allmacht der Gottheit in der Schöpfung wie in der Erhaltung des Geschaffenen, in der Bestimmung des Menschenloses und der Beherrschung aller Lebewesen zum Ausdruck brachte, um ihre Hilfe, Gnade und Mitwirkung zu diesem oder jenem Ziele zu erfliehen. All diese Gedanken und Bitten haben wir in Gebeten der Zauberpapyri, des Alten Testaments und bei Philo angetroffen“ (S. 51). Daß der Geist des christlichen

¹ Th. R. XI, 155 f.

² De special. leg. I § 210 f. p. 243 M, wo nach SCHERMANN ein altjüdisches Formular auszugsweise erhalten ist.

Gebets trotz dieser fast selbstverständlichen Analogien ein neuer ist, hätte SCHERMANN stärker betonen sollen¹.

Der Barnabasbrief ist griechisch in dreifacher Gestalt überliefert: durch den Codex Sinaiticus der Bibel, durch den bekannten Hierosolymitanus, der auch die Didache enthält, und endlich unvollständig, nämlich von 57 an, durch die Deszendenz einer weiteren Handschrift. Dazu kommt eine altertümliche lateinische Uebersetzung der ersten 17 Kapitel in einem früher zu Corbie, jetzt in Petersburg befindlichen Manuskript aus dem 10. Jahrhundert, die wohl zur Textherstellung herangezogen, bisher aber noch nicht für sich untersucht worden ist. Diese Lücke will HEER ausfüllen, den dabei in erster Linie die Frage nach dem Verhältnis der vermutlich zwischen Tertullian und Cyprian in Afrika entstandenen Version zu den altlateinischen Bibelübersetzungen gelockt hat. Das Ergebnis ist wichtig genug: der alte Uebersetzer hat die zahlreichen Bibelzitate des Barnabas in der Regel gar nicht aus dem Eigenen übersetzt, sondern sich meist, wenn auch nur gedächtnisweise, einer bereits vorhandenen lateinischen Bibelübersetzung angeschlossen, auch wenn er dabei von dem griechischen Original abweichen mußte. HEER hat sich nun aber nicht auf diese Untersuchung (IX—LIX) und eine neue Bestimmung des Wertverhältnisses der vier bekannten Textzeugen (LXI—LXXXIV) beschränkt, sondern sich bestrebt, „die ganze Version in einer für die wissenschaftliche Handhabung geeigneten Form zu verarbeiten“². Wir erhalten daher nicht nur eine Reproduktion des lateinischen Textes (1—16), sondern auch eine neue Rezension des griechischen und des lateinischen Barnabas in Parallel-Columnen mit reichem Apparat (S. 17—94), und schließlich ausführliche Testimonia und Indices (94—132).

STÄHLINS ausgezeichnete Edition des Clemens Alexandrinus in der Berliner Kirchenväterausgabe nähert sich ihrem

¹ Vgl. E. v. D. GOLTZ ThLZ 1910, 102 f.

² Vgl. aber A. JÜLICHER ThLZ 1909, 291 f.

Abschluß¹. Inzwischen führte GABRIELSSON seine bereits besprochene² Hypothese über die Quelle des Clemens weiter aus. Nach ihm würde Clemens seine ganze realenzyklopädische Gelehrsamkeit im wesentlichen einem einzigen alten Kompendium verdanken, der fast gänzlich verloren gegangenen παντοδαπή ἱστορία des Favorinus. Hatten gegen die ersten Ausführungen des Verfassers die wirklichen Clemens-Kenner sich eher ablehnend verhalten³, so bemüht GABRIELSSON sich jetzt durch eingehendste Untersuchung der Berührungen zwischen Clemens auf der einen, Diogenes Laertius, Gellius, Aelian, Athenaeus und Tatian auf der andern Seite — für Plutarch liegt die Sache noch besonders — seine Anschauung zu rechtfertigen. Sollte er Recht behalten, so würde es noch klarer werden als bisher, daß Clemens wohl ein Theologe und ein Schriftsteller von Bedeutung ist, aber nicht der gelehrte Forscher oder Polyhistor, den man in ihm hat sehen wollen.

Von Irenaeus hat uns die armenische Uebersetzungsliteratur erst vor kurzem eine bis dahin verloren geglaubte Schrift zurückgeschenkt⁴. Diesmal sind es Teile des bekannten Werkes Adversus haereses, nämlich die ganzen beiden letzten Bücher, die uns aus der gleichen Handschrift vom Ende des 13. Jahrhunderts, entdeckt 1904 unter den Schätzen der Gottesmutterkirche zu Eriwan, in armenischer Sprache vorgelegt werden. Die Uebersetzung stammt aus der Zeit von 650—750 n. Chr. und scheint ohne Umweg über das Syrische (VII vgl. Th. R. XI, 160 A. 1) aus dem griechischen Original geflossen zu sein. Nun waren ja zwar auch schon armenische Bruchstücke des Werks neben der vollständigen altlateinischen Uebersetzung und den griechischen und syrischen Fragmenten bekannt geworden⁵.

¹ Vgl. Th. R. IX, 249 f. Inzwischen ist Band III erschienen; es fehlen nur noch die Register.

² Vgl. Th. R. XI, 159.

³ Z. B. O. STÄHLIN in Berl. phil. Wochenschr., 1908, S. 387; R. MÜNZEL DLZ 1909, S. 30.

⁴ Th. R. XI, 159 f.

⁵ Irenaeus ed. W. W. HARVEY II, 431. J. B. PITRA, Analecta sacra IV, 17. 292.

Aber der jetzt gefundene zusammenhängende Text, für den wir in gleicher Weise dem Entdecker KARAPET TER-MĚKĚRTTSCHIAN wie dem Editor ERWAND TER-MINASSIANTZ Dank schulden, hat doch ein ganz anderes Gewicht. Es wird Sache der in Arbeit befindlichen Berliner Irenaeusausgabe sein, den Wert des neuen Fundes für die Texteskonstitution abzuschätzen und ihn nach Gebühr auszunützen.

Die zwei Briefe des Julius Afrikanus, die bereits Eusebius erwähnt (h. e. VI 31, 1. 3), legen noch unserer Zeit Zeugnis ab von der eindringenden Bibelkritik ihres Verfassers. Der Brief an Aristides, bestimmt den Widerspruch zwischen der Ahnenreihe Jesu bei Matthäus und der lukanischen auszugleichen, ist durch Eusebius erhalten, wenn auch nicht ganz vollständig, und erst neuerdings (1877) für SPITTA Gegenstand eines Herstellungsversuches gewesen. Der Brief an Origenes, gegen die Echtheit und Kanonizität der Susannaerzählung gerichtet, findet sich in Handschriften der griechischen Katene zum Daniel. Beide Briefe hatte REICHARDT in dem künftigen Afrikanusband der Berliner Kirchenväter herauszugeben übernommen. Weil jedoch das Erscheinen dieses Bandes auf lange Zeit hat hinausgeschoben werden müssen, erhalten wir seinen Anteil jetzt in einer vorzüglichen, das gesamte handschriftliche Material ausnützenden Sonderausgabe.

Mit dem 1909 ausgegebenen neuen Stück ist endlich der zweite Band des Eusebius, die Kirchengeschichte, abgeschlossen¹. Dieser letzte Teil enthält zunächst die Einleitungen, nämlich die von SCHWARTZ zum griechischen Text (XVII—CCL) und die seinerzeit von MOMMSEN hinterlassene zu Rufin (CCLI—CCLXVIII). Aus der ersteren sind als besonders lehrreich hervorzuheben die Abschnitte über Gruppierung der Handschriften, die nicht als mechanische Abschriften einer Vorlage, sondern als Rezensionen gewertet werden müssen, über die antiken Ausgaben der Kirchengeschichte und über Chronologisches. Es folgen dann unter dem Titel „Uebersichten“ Kaiser- und Bischofslisten und eine vollständige Disposition des eusebianischen Werkes.

¹ Vgl. Th. R. IX, 246; XI, 162.

Endlich das umfangreiche fünffache Register. Erweckt dieser Schlußteil aufs neue die Bewunderung für die von SCHWARTZ in langen Jahren geleistete Arbeit, so ermöglicht er andererseits erst den vollen Gebrauch des früher erschienenen Textes. Es sei ausdrücklich darauf hingewiesen, daß diese Einleitung und die Indices ebensogut auch zu der im gleichen Verlag erschienenen kleinen Ausgabe¹ benutzt werden können.

Eine Uebersetzung, nicht den griechischen Urtext der Matthäushomilien des Chrysostomus hat HERZOG MAX neu bearbeitet und herausgegeben. Nämlich die deutsche Uebersetzung des vor etwa 50 Jahren überhaupt auf diesem Gebiete tätigen Pfarrers FR. KNORS². Bestimmt ist die Neubearbeitung in erster Linie für Katholiken — Klerus, Theologiestudierende, aber auch Laien (IX) — für die denn auch im Vorwort dogmatische Inkorrektheiten des Chrysostomus im voraus entschuldigt werden (IV). Sind nun auch diese um 390 anzusetzenden Matthäuspredigten des nicht nur als Redner, sondern auch als Exeget mit Recht gefeierten Kirchenfürsten nicht das hervorragendste Beispiel seiner exegetischen Homilien, so können wir uns ihre Neu-Uebersetzung doch wohl gefallen lassen. Wenn die Uebersetzung nur gut ist. Der neue Herausgeber ist sich hier der Schwierigkeit seiner Aufgabe bewußt, die ihn auf der einen Seite nötigt, zu korrigieren (III) und auf der andern es doch mit sich bringt, daß so manches von der Arbeit des Vorgängers stehen bleibt (VIII). Er selbst will bei seiner Revision auf möglichst wortgetreue Wiedergabe des Originals hinaus, soweit das in gutem Deutsch möglich ist. Zugleich will er dafür sorgen, daß der logische Gedankengang des Chrysostomus klar hervortritt, durch erklärende Zutate (VII). Diese Vorsätze sind zu billigen. Jedoch will mir scheinen, der Anschluß an den Wortlaut hätte ohne Gefahr für den deutschen Ausdruck noch ganz erheblich weiter durchgeführt werden können. Und erklärende Zutate würde ich empfehlen, zu-

¹ Vgl. Th. R. XI, 162.

² Des hl. Joh. Chrysostomus Homilie über das Evangelium des hl. Matthäus. Aus dem Griech. übersetzt. Regensburg, 1857.

künftig in Klammern zu setzen oder sonst irgendwie von dem genau wiedergegebenen Text des Schriftstellers abzuheben.

Während die Kirchengeschichte des Eusebius von MOMMSEN und SCHWARTZ herausgegeben wurde, daneben die des Evagrius von BIDEZ und PARMENTIER¹, hat die Kirchenväter-Kommission der Berliner Akademie eine wissenschaftliche Ausgabe der übrigen griechischen Kirchenhistoriker gleichfalls den genannten belgischen Gelehrten anvertraut. Eine vorbereitende Untersuchung von BIDEZ behandelt die Ueberlieferung des Sozomenos. Die über die Jahre 324—425 sich erstreckenden 9 Bücher *ἐκκλησιαστικὴ ἱστορία* dieses konstantinopolitanischen Sachwalters und Fortsetzers des Eusebius haben neben den parallelen Werken des berühmteren Theodoret und des originelleren Sokrates, sodann aber auch, weil ihr Inhalt frühzeitig in bequemer Exzerpierung fortgepflanzt wurde, keine ausgedehnte Verbreitung gefunden, obschon sie wenigstens teilweise den Wert einer selbständigen Geschichtsquelle besitzen. Ihre Ueberlieferung ist daher auch nicht übermäßig verwickelt. Aber von den 8 jetzt bekannten griechischen Handschriften sind früher die 3 wirklich in Betracht kommenden nur ungenügend oder überhaupt noch nicht verwertet worden. Und von jenen beiden Kompilationen, die den Sozomenos in sich aufgenommen hatten, der griechischen *Historia tripartita* des Theodorus Lector (1. Hälfte des 6. Jahrhunderts) und der entsprechenden lateinischen des Cassiodor hat wenigstens die erstere bisher auch noch nicht entfernt ausgenutzt werden können. BIDEZ' Ausführungen berechtigen uns also, dem neuen Sozomenostexte mit gespannter Erwartung entgegenzusehen.

Um 390 ist in der Nähe von Nikopolis jener Symeon geboren, der aus einem einfachen Hirten zu einem der berühmtesten Asketen des orientalischen Mönchtums wurde, Symeon Stylites der Säulenheilige. Obwohl seine abnorme Askese ihm früher schon die Feindschaft des Klosters bei Teleda zugezogen,

¹ The ecclesiastical history of Evagrius with the scholia, edited with introduction, critical notes and indices by J. BIDEZ and L. PARMENTIER, London, 1898.

hat er sie später in Telneschin bei Antiochia, wo er seit etwa 412 lebte, nur noch verschärft. Und zwar ganz besonders dadurch, daß er die letzten 42 Jahre seines Lebens auf Säulen von bescheidenem Durchmesser und mehrfach gesteigerter Höhe zubrachte — wohl nicht mit der Absicht, Gott auf diese Weise näher zu kommen, sondern aus asketischen Gründen, um die eigene Bewegungsfreiheit einzuschränken und den Verkehr mit der Außenwelt möglichst schwierig zu gestalten. Von dem Leben dieses wunderbaren Heiligen haben wir drei selbständige Beschreibungen. Theodoret hat dem Symeon geraume Zeit vor dessen Tode in seiner *φιλόθεος ιστορία ἢ ἀσκητικὴ πολιτεία* (= *historia religiosa*) ein Kapitel gewidmet, das er nach Anzeichen in der Ueberlieferung vielleicht später selbst noch um einen Bericht über den Tod Symeons erweiterte. Theodoret hat mit Symeon selbst verkehrt und seine Kenntnisse im übrigen gewiß aus der Klostertradition von Telneschin geholt. Weiter gibt es eine syrische Vita, etwa ein Menschenalter später verfaßt und literarisch ganz unabhängig von Theodoret. Wo sie mit diesem übereinstimmt, kommt das daher, daß sie aus derselben Klostertradition schöpfte. Dazwischen steht das Leben des heiligen Symeon, angeblich von seinem Schüler Antonius, das bis vor kurzem nur in lateinischer Uebersetzung bekannt war, aber auch griechisch in einer Reihe von Menologien, allerdings in außerordentlich untereinander abweichenden Gestalten, aufbewahrt ist. Die Antoniusvita zeigt sich am Anfang von Theodoret abhängig, später dagegen ist sie sowohl ihm wie dem Syrer gegenüber unabhängig und hat den Wert einer selbständigen Quelle. Diese für die Geschichte des Mönchtums hochwichtigen, für die Methode der Textherstellung wie der Quellenforschung äußerst instruktiven Texte nun, die der wissenschaftlichen Bearbeitung harrten, hat LIETZMANN zum 350 jährigen Jubelfeste der Universität Jena in Gemeinschaft mit den Mitgliedern seines kirchenhistorischen Seminars und mit Unterstützung HILGENFELDS (der die syrischen Partien übersetzte) vortrefflich herausgegeben und im größten auch bearbeitet. Die Antoniusvita, deren Ueberlieferung nicht nur ein „Musterbeispiel für die

Wandlungsfähigkeit eines hagiographischen Textes“, sondern nach dem Herausgeber auch eine ausgezeichnete Vorschule für das Verständnis des synoptischen Problems darstellt, ist durch eine gleichzeitige Separatausgabe für Seminarübungen bequem zugänglich gemacht worden¹.

Auf die Blüte der griechischen patristischen Exegese, auf die Leistungen besonders der alexandrinischen und antiochenischen Schule, folgt die Periode des Exzerpierens und Kompilierens. Geister von geringerer Selbständigkeit bemühen und begnügen sich, die wertvollsten Erklärungen der Vergangenheit zu sammeln und aneinanderzureihen. Ein Verfahren, wie es der 19. Kanon der Trullanischen Synode (692) in klassischem Ausdruck empfiehlt: *εἰ γραφικός τις ἀνακινήσει λόγος, μὴ ἄλλως τοῦτον ἐρμηνεύετωσαν ἢ ὡς ἂν οἱ τῆς ἐκκλησίας φωστῆρες καὶ διδάσκαλοι διὰ τῶν οἰκείων συγγραμμάτων παρέθεντο, καὶ μᾶλλον ἐν τούτοις εὐδοκιμείτωσαν ἢ λόγους οἰκείους συντάττοντες.* In diese Zeit gehört ein Sammelwerk, das schon die Aufmerksamkeit der Lambeck, Matthaei und Mai erregt hatte, und das jetzt HEINRICI zum erstenmal herausgibt, der Matthäuskommentar des Petrus von Laodicea. Ist von dem Verfasser auch sonst nichts näheres bekannt, so hat sich doch seine Arbeit jedenfalls einer großen Autorität erfreut. Sie ist nämlich nicht nur in ihrer ursprünglichen Gestalt verhältnismäßig gut überliefert worden, sondern sie erscheint auch in mehr oder weniger starker Uebersetzung in manchen Matthäuserklärungen der Folgezeit wieder. Diese Schätzung war nicht unverdient, da Petrus seine Quellen, d. h. in erster Linie die τόμοι des Origenes und Chrysostomus' Homilien² sorgfältig benützt und mit Verstand zusammenarbeitet. Der Herausgeber hat sich nicht damit begnügt, den Autor vorzustellen (I--XLVI)³ und die nicht ganz

¹ Antonius, Leben des heiligen Symeon Stylites, für Unterrichtszwecke herausgegeben von H. LIETZMANN. Leipzig, 1908. M. —.60.

² Nach HEINRICI stammen ³/₁₀ des Materials aus Origenes' τόμοι, ³/₁₀ aus Chrysostomus. So kann Petrus uns die Erklärung des Origenes, wo sie nicht mehr erhalten ist, ein wenig ersetzen.

³ Vgl. auch C. F. G. HEINRICI, Beiträge z. Geschichte und Erklärung des NT. III, 99 ff. 1905.

einfache Aufgabe der Texteskonstitution zu leisten; sondern er hat den ganzen Text auch noch durch reichliche Parallelen aus der patristischen Exegese in dankenswerter Weise illustriert.

Die geschickte Auswahl von kürzeren Originaltexten zur Geschichte der alten Kirche und des Kanons, die PREUSCHEN 1893 vorwiegend zum Zweck von Seminarübungen zusammengestellt hatte, ist in neuer Auflage erschienen. Hierfür sind die Texte sämtlich der wünschenswerten Revision unterzogen worden. Daneben aber wurde das Material so vervollständigt, daß trotz der gleichzeitigen Ausscheidung von Ueberflüssigem der Umfang des Ganzen doch nicht unbedeutend zunahm. Infolge dessen hat der Herausgeber denn die *Analecta* jetzt auch in Abteilungen zerlegt, eine rein kirchengeschichtliche und eine zweite auf die Geschichte des Kanons bezügliche.

Nicht eigentlich in die altchristliche Literatur gehört endlich DIEHLS Sammlung christlicher Inschriften in den Kleinen Texten¹, die aber doch erwähnt werden soll. Auf knappstem Raum wird hier eine wohlgeordnete und kurz kommentierte Auswahl christlicher lateinischer Prosainschriften aus dem *Corpus inscriptionum latinorum* und DE ROSSIS *Inscriptiones Romae christianae* geboten.

Kiel.

E. Klostermann.

¹ Vgl. oben S. 319 A. 1.

Antiquariats-Katalog Nr. 293
Protestantische Theologie

in 22 Abteilungen 3424 Nrn. enthaltend versende ich an Interessenten gratis und franco.

Bayreuth.

B. Seligsberg's Antiquariat.

VERLAG VON J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) IN TÜBINGEN.

Praktische Auslegung des Neuen
Testaments
für Prediger und Religionslehrer

VON

Lic. Friedrich Niebergall,

Professor in Heidelberg.

(Handbuch zum Neuen Testament. Fünfter Band.)

Lex. 8. 1909. M. 11,20. Gebunden M. 13.—.

Was will Niebergall? Er gibt praktische Exegese, versteht darunter aber das Doppelte: Einmal soll „praktisch“ nicht im Sinn von „erbaulich“ genommen, vielmehr dem Pfarrer Anweisung gegeben werden, mit der Schrift so umzugehen, dass er sie in den verschiedenen Zweigen seiner Tätigkeit möglichst gut verwerte, also sie „auf Grund des geschichtlichen Sinns oder wenigstens nicht gegen ihn“ für die Förderung und Erhebung seiner Gemeinde fruchtbar zu machen weise. Das Wichtigste ist nun für Niebergall nicht eine Häufung möglichst vieler einzelner unmittelbar oder mittelbar verwertbarer Beobachtungen, Hinweise, Gedanken. Er legt den Hauptnachdruck auf die Methode. Die Schrift nach einer bestimmten Methode benutzen zu lehren, das ist sein Ziel. Er will kein Nachschlagewerk im gewöhnlichen Sinne des Worts bieten. Erziehen zu selbständiger Wertung des geschichtlichen Inhalts, das erscheint ihm das Nötigste. So bleibt die Hauptarbeit, wie er sich bescheiden ausdrückt, dem Leser. Ihm will er weniger Krücken geben, als Lust machen, zu tiefgründigem Graben an den Quellen. Dazu kommt, dass sich die Winke, die er zu solch praktischer Verwertung gibt, nicht bloss auf die Predigt allein, sondern auf die gesamte pfarramtliche Tätigkeit beziehen sollen. Ueberall soll dem Pfarrer gezeigt werden, wie ihm heute aus der Bibel unmittelbare Kraft zufließt. Trb. Christliche Freiheit. 1909. Nr. 38.

Inhalt.

	Seite
Mythus und Religion in Wundts Völkerpsychologie. II. Von Otto	293
Altes Testament. Sprache und Text des Alten Testaments und Septuaginta. Von Rothstein	306
W. Gesenius, Hebräisches und aramäisches Handwörterbuch über das Alte Testament in Verbindung mit H. Zimmermann, W. Max Müller und O. Weber bearbeitet von Fr. Buhl. 15. Auflage. Leipzig, Vogel, 1910. XVII, 1005. M. 18.—. — Gesenius-Kautzsch, Hebräische Grammatik, völlig umgearbeitet. 28. Aufl. Leipzig, Vogel, 1909. XII, 606. M. 7.—. — Arnold B. Ehrlich, Randglossen zur hebräischen Bibel. Textkritisches, Sprachliches und Sachliches. Leipzig, Hinrichs. Band I: Genesis und Exodus. 1908. IV, 424. M. 9,50. Band II: Leviticus, Numeri, Deuteronomium. 1909. 355. M. 8.—.	
A. E. Brooke and N. McLean, The Old Testament in Greek, Vol. I. The Octateuch, Part II: Exodus and Leviticus. Cambridge, University Press, 1909. VIII, p. 155—405. 12 Sh. 6 d.	

(Fortsetzung umstehend)

Inhalt. (Fortsetzung.)

Seite

— Mitteilungen des Septuaginta-Unternehmens der Kgl. Gesellsch. d. Wissenschaften zu Göttingen, Heft 1: E. Hautsch, Der Lukiantext des Oktateuch. Berlin, Weidmann, 1910. 28. M. 1.—. — A. Rahlfs, Septuaginta-Studien. 2. Heft: Der Text des Septuaginta-Psalters. Nebst einem Anhang: Griechische Psalterfragmente aus Oberägypten nach Abschriften von W. E. Crum. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1907. 256. M. 8.—.

Kirchengeschichte. Altchristliche Literatur. Von Klostermann

315

Heuncke, E., Neutestamentliche Apokryphen, in deutscher Uebersetzung und mit Einleitungen herausgegeben. Tübingen, Mohr, 1904. XII. 358. M. 6.—. — Hennecke, E., Handbuch zu den neutestamentlichen Apokryphen. Tübingen, Mohr, 1904. XII. 604. M. 12.—. — Pick, B., The Apocryphal Acts of Paul, Peter, John, Andrew and Thomas. Chicago, The open court publishing co. 1909. XIV u. 376. — Gregory, C. R., Versuche und Entwürfe I: Das Freer-Logion. Leipzig, Hinrichs, 1908. IV. 66. M. 2.—. — Kleine Texte f. theol. u. philol. Vorlesungen u. Uebungen, herausg. v. H. Lietzmann 31: Swete, H. B., Zwei neue Evangelienfragmente. Bonn, Marcus & Weber, 1908. 16. M. —40. — Textes et documents ed. Heusmer-Lejay: Les pères apostoliques II: Clément de Rome ed. H. Heusmer. Paris, Picard et fils, 1909. LXXIV u. 204. Frcs. 3.—; III: Ignace d'Antioche et Polycarpe u. Sucyrne ed. A. Lelong. Paris, Picard et fils, 1910. LXXX u. 188. Frcs. 3.—. — Texte und Untersuchungen. III. Reihe IV 2 b: Schermann, Th., Griechische Zauberpapyri u. d. Gemeinde- und Dankgebet im I. Klemensbriefe. Leipzig, Hinrichs, 1909. VI. 64. M. 2.—. — Heer, J. M., Die versio latina des Barnabasbriefes. Freiburg i. B., Herder, 1908. LXXXIV. 132. M. 7.—. — Gabriellson, J., Ueber die Quellen des Clemens Alexandrinus. II. Teil. Leipzig, Harrasowitz, 1909. XII. 490. M. 12.—. — Texte und Untersuchungen XXXV 2: Irenaeus' Gegen die Häretiker, Buch IV u. V in armenischer Version entdeckt von Kerapet ter-Mekerttschian, her. von Erwand ter-Minassiantz. Leipzig, Hinrichs, 1910. VIII u. 264. M. 10.—. — Texte und Untersuchungen. III. Reihe IV 3: Reichardt, W., Die Briefe des Sextus Julius Africanus an Aristides und Origenes. Leipzig, Hinrichs, 1909. IV. 82. M. 3.—. — Die griechischen christlichen Schriftsteller: Eusebius Werke. II. Bd.: Die Kirchengeschichte. Herg. von E. Schwartz und Th. Mommsen †. III. Teil: Einleitungen, Uebersichten und fünffaches Register. Leipzig, Hinrichs, 1909. CCLXXII. 216. M. 12.—. — Des hl. Chrysostomus Homilien über das Evangelium des hl. Matthäus, neubearbeitet u. her. von Max, Herzog zu Sachsen I. Regensburg, Manz, 1910. XII u. 697. M. 6.—. — Texte und Untersuchungen, III. Reihe. II 2 b: Bidez, J., La tradition manuscrite de Sozomène. Leipzig, Hinrichs, 1908. IV. 96. M. 4.—. — Ibid. III. Reihe. II 4: Lietzmann, H., und Hilgenfeld, H., Das Leben des hl. Symeon Stylites. Leipzig, Hinrichs, 1908. VIII. 258. M. 9.—. — Heinrici, C. F. G., Beiträge z. Geschichte und Erklärung des NT: V. Des Petrus von Laodicea Erklärung d. Matthäusevangeliums. Leipzig, Dürr, 1908. XLVIII. 356. M. 20.—. — Samml. ausgewählter kirchen- und dogmengeschichtl. Quellenschriften, her. von G. Krüger. I. 8: Preuschen, E., Analecta. 2. Aufl. I. Teil. 1909. VIII u. 154. M. 2.—. II. Teil. 1910. IV u. 96. M. 1.50. Tübingen, Mohr. — Kleine Texte f. theol. u. philol. Vorlesungen und Uebungen, herausg. v. H. Lietzmann 26—28: Diehl, E., Lateinische christliche Inschriften. Bonn, Marcus & Weber, 1908. 48. M. 1.20.